

dtv

Geheimagentin Thursday Next hat eine Spezialaufgabe: die Welt der Literatur gegen alle möglichen Missetäter zu verteidigen ...

Wer hätte das gedacht: Thursday Next führt ein Doppelleben. Jeden Morgen geht sie zur Arbeit bei der Tarnfirma Acme-Carpets, die die schöne Stadt Swindon mit Teppichen und Parkett versorgt. In Wirklichkeit aber ist Thursday weiterhin als Geheimagentin für SpecOps (inzwischen ein Privatunternehmen) tätig und verschwindet regelmäßig in die BuchWelt. Global sinkende Leserzahlen haben die Verantwortlichen in Alarm versetzt. Es tobt eine heftige Auseinandersetzung über die geeigneten Gegenmaßnahmen: Interaktive Bücher? Reality-Book-Shows? Oder einfach – bessere Bücher? Thursday allerdings hat eine ganz andere Mission vor sich: die Jagd auf den gefährlichen Serienkiller, der literarische Figuren wie Sherlock Holmes abmurkst, um deren gesamte Buchserie zu killen ...

»Ffordes Bücher sind von übersprudelnder Phantasie, die wendungsreichen Plots und die Fülle liebevoll erdachter Details stehen den Romanen von Dickens oder Pratchett in nichts nach.«
(The Independent)

»Wer sich auf das Universum der Thursday Next einlässt, wird bestens und hoch literarisch unterhalten.« (Hannoversche Allgemeine)

Jasper Fforde wurde 1961 geboren. Seine Romane schrieb er 14 Jahre lang neben seiner Arbeit als Kameramann bei verschiedenen Filmproduktionen. Nach 76 Ablehnungen erschien im Jahre 2001 der erste Band der Abenteuer von Thursday Next. Inzwischen hat die Reihe weltweit Kultstatus erlangt, und Jasper Fforde wurde 2004 aufgrund seiner literarischen Verdienste zum zeitweiligen Ehrenbürgermeister von Swindon ernannt.

Mehr unter: JasperFforde.com

Jasper Fforde

Irgendwo ganz anders

Roman

Deutsch von
Joachim Stern und Sophie Kreuzfeldt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jasper Fforde
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Der Fall Jane Eyre (21293)
In einem anderen Buch (21294)
Im Brunnen der Manuskripte (21295)
Es ist was faul (21296)
Wo ist Thursday Next? (21453)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2011
2. Auflage 2013
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2007 Jasper Fforde
Titel der englischen Originalausgabe:
›First Among Sequels‹ (Hodder & Stoughton, London)
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der
auszugsweisen oder vollständigen Vervielfältigung
in jeder Form
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: boldandnoble.com
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21297-7

Für Cressida, die allerbeste Schwester der Welt

Es ist das Jahr 2002. Vor vierzehn Jahren gab Thursday beim Krocket-SuperHoop beinahe den Löffel ab, aber inzwischen ist ihr Leben fast wieder normal ...

Anmerkung des Autors:

Dieses Buch ist reichlich mit **Special Features** ausgestattet,
als da sind:

»Making of«-Wordamentary, gestrichene Szenen, alternative
Schlüsse und vieles mehr.

All diese kostenlosen Extras finden Sie unter
www.jasperfforde.com/features.html, wo Sie nur noch den
Anweisungen auf dem Bildschirm folgen müssen.

Frühstück

Das Swindon, das ich im Jahre 2002 gekannt habe, hatte die besten Aussichten. Es war ein erfolgreiches Finanzzentrum mit einer hervorragenden Infrastruktur, lag mitten in einer grünen, friedlichen Landschaft und war vielleicht der beliebteste Ort in ganz England. Wir hatten ein Krocket-Stadion mit 40.000 Sitzplätzen, die neu erbaute St-Zvlkx-Kathedrale, eine Konzerthalle, zwei örtliche Fernsehsender und die einzige Radiostation in ganz England, die sich ausschließlich auf Mariachi-Musik spezialisiert hat. Die zentrale Lage im südlichen England hatte unseren neuen Clary-LaMarr-Travelport überdies zu einem Knotenpunkt des Überland-Schnellverkehrs werden lassen. Es ist wohl nur allzu verständlich, dass wir Swindon *Das Juwel an der M4* nannten.

Der gefährlich hohe Dummheitsüberschuss war an diesem Morgen wieder einmal Gegenstand des Leitartikels der *Owl*. Der Grund für die Krise war klar: Premierminister Redmond Van de Poste und seine Commonsense-Partei hatten ihre Pflichten mit rücksichtslosem Scharfsinn erfüllt. Anstatt von einer Krise zur nächsten zu stolpern und das Land mit ständigen Ad-hoc-Gesetzen und schlagzeilenträchtigem, aber sinnlosem Aktionismus zu beruhigen, hatten sie ein Netzwerk von vernünftigen, nachhaltigen Entscheidungen und Plänen geschaffen, das auf Einheit, Toleranz und Fairness beruhte. Für Alfredo Traficcone und seine oppositionelle Fähnchen-nach-dem-Wind-Partei, die das Land wieder auf das solide Fundament informationsloser Dummheit zurückführen wollten, war das ein unerträglicher Zustand.

»Wie konnten sie das nur zulassen?«, fragte Landen, als er in die

Küche kam. Er hatte gerade unsere Töchter zur Schule geschickt. Sie gingen natürlich alleine; Tuesday war jetzt dreizehn und sehr stolz darauf, dass sie auf die zehnjährige Jenny aufpassen durfte.

»Wie bitte?«, sagte ich; denn ich hatte gerade überlegt, ob Pickwicks Federkleid womöglich gar nicht mehr nachwachsen und sie ihr ganzes Leben lang wie ein bratfertiges Hühnchen von Tesco's aussehen würde.

»Der DummheitsÜberschuss«, sagte Landen, während er sich an den Küchentisch setzte. »Ich bin ja sehr dafür, dass vernünftig regiert wird, aber solche Überschüsse an Dummheit aufzutürmen, muss früher oder später zu Problemen führen. Selbst mit ihrer Klugheit hat sich die Regierung als Verein von Idioten erwiesen.«

»Es gibt eine Menge Idioten in diesem Land«, sagte ich geistesabwesend. »Die müssen auch vertreten werden.«

Aber er hatte natürlich recht. Im Gegensatz zu früheren Regierungen, die unsere kollektive Dummheit auf das ganze Jahr verteilt hatten, war die gegenwärtige Regierung auf die Idee gekommen, die Dummheit zu sammeln und dann auf einen Schlag zu verjubeln. Eine einzige Mega-Blödheit alle zehn Jahre, sagten sie, ist weniger schädlich als eine wöchentliche Dosis politischer Eseelei. Das Problem bestand darin, dass die Reserven jetzt eine solche Höhe erreicht hatten, dass sie nur durch einen absolut gigantischen Patzer abgebaut werden konnten. Über die Natur dieses bevorstehenden markerschütternden Schwachsinn wurde in der Presse viel spekuliert.

»Sie geben es ja selbst zu«, sagte Landen, der sich allmählich in Rage redete, seine Brille für eine ordentliche Schimpftirade zu rechtrückte und mit dem Zeigefinger auf die Zeitung tippte. »Der DummheitsÜberschuss ist ein viel größeres Problem, als sie gedacht haben.«

Ich hielt Pickwick den gestreiften Dodo-Pullover, den ich für sie strickte, an die rosige, nackte Haut, um die Größe zu prüfen, und sie versuchte vergeblich sich aufzuplustern, um attraktiver zu wirken. Als sie merkte, dass es nichts nutzte, machte sie entrüstet *plock! plock!*, das einzige Geräusch, das sie je von sich gab.

»Meinst du, ich sollte ihr noch einen Party-Pullover dazu stricken? Du weißt schon, schulterfrei, schwarz mit Pailletten und so?«

»Aber unser Premierminister«, schnaubte Landen, »war sich ja zu fein, um Traficones Vorschlag zu folgen und unsere überschüssige Dummheit in der Dritten Welt abzuladen, wo man sie nur allzu gern genommen hätte. Hätte uns bloß ein paar Säcke Bargeld und den einen oder anderen Mercedes gekostet!«

»Der Premierminister hat recht«, sagte ich leise seufzend. »Die Dummheit ist unser eigenes Problem. Der Ausstoß muss auf individueller Basis bekämpft werden. Aber in den Haushaltsmüll darf man sie *nicht* tun, und auf der Müllkippe darf man sie auch nicht verbuddeln.«

Dabei dachte ich an das Debakel in Cornwall, wo in den Sechzigern 40.000 Tonnen Schwachsinn in alten Bergwerksschächten eingelagert worden waren. Zwanzig Jahre später war das Material prompt wieder an die Oberfläche gekommen und hatte die Einwohnerschaft zu gefährlichen Idiotien veranlasst. Zu Dutzenden hatten sich die Leute in der Badewanne die Haare geföhnt oder einen Mittelscheitel gekämmt.

»Wie wäre es, wenn die Bewohner der Britischen Inseln alle gleichzeitig irgendwelchen Internet-Betrügern ihre Bankdaten und Geheimnummern schicken würden?«, sinnierte Landen. »Oder in irgendwelche Gruben hineinfallen?«

»In Frankreich hat man ein massenhaftes Gegen-den-nächsten-Laternenpfahl-Rennen versucht, um *La Dette Idiote* zu vermindern«, sagte ich. »Aber dieser Plan war so offensichtlich vernünftig, dass die Leute am Ende nur Beulen davontrugen, ohne dass sich die Dummheit ernstlich verringert hätte.«

Landen trank einen Schluck Kaffee, faltete die Zeitung auf, um den Rest der Seite zu lesen, und sagte geistesabwesend: »Ich bin deinem Vorschlag gefolgt und hab meinem Verleger ein Exposé für diesen Ratgeber geschickt.«

»Wem soll der denn helfen?«

»Na ja, *mir* und meinem Verleger, würde ich sagen. Ist das nicht

das Übliche? Es sieht ziemlich einfach aus. Wie findest du: *Männer sind von der Erde und Frauen auch – Lernt, damit fertig zu werden*. Ist das ein guter Titel?«

Er sah mich an und lächelte. Ich lächelte zurück. Ich liebte ihn nicht nur, weil er groß war, ein schönes Knie hatte und mich zum Lachen brachte, sondern weil wir Teil eines Ganzen waren und uns ein Leben ohne den anderen nicht vorstellen konnten. Ich wünschte, ich könnte es besser ausdrücken, aber ich bin kein Poet. Im Privatleben war er mein Ehemann und der Vater unserer größtenteils prächtigen Kinder, und beruflich war er ein Schriftsteller. 1988 hatte er mit seinem Roman *Schlechtes Sofa* den Armitage-Shanks-Preis für erzählende Prosa gewonnen, aber seither hatte eine Reihe von Flops die Beziehungen zu seinem Verleger erheblich belastet. Neuerdings durfte er nur noch *Point-of-Sale*-Klassiker wie *Die niedlichsten Kätzchen* oder *Lustiger Kindermund* schreiben. Wenn er nicht an diesen Dingen arbeitete, beaufsichtigte er unsere Kinder oder schrieb an seinem Opus magnum, das ein richtiger Bestseller werden sollte. Leicht war es nicht, aber das war nun einmal sein Leben, und da ich *ihn* liebte, lebten wir von meinem Gehalt, das noch ein wenig kleiner als Pickwicks Gehirn war.

»Hier, das ist für dich«, sagte Landen und schob ein kleines, in rosa Papier gewickeltes Päckchen über den Tisch.

»Aber Liebling«, sagte ich ärgerlich und glücklich zugleich. »Ich feiere doch meine Geburtstage nicht.«

»Ich weiß«, sagte er, ohne den Kopf zu heben, »du musst dich mir zuliebe freuen.«

Ich wickelte das Päckchen aus und fand ein kleines Medaillon an einer silbernen Kette. Ich trage eigentlich keinen Schmuck, aber Landen ist mir sehr wichtig, und deshalb hielt ich brav meine Haare hoch, damit er mir die Kette um den Hals legen konnte. Ich bedankte mich und gab ihm einen Kuss, den er erwiderte. Und weil er wusste, dass ich Geburtstage hasste, wechselte er sofort das Thema.

»Ist Friday schon auf?«

»So früh am Tag?«

Friday war unser Ältester. Er war jetzt sechzehn, und statt sich auf eine Karriere bei der Elite der Zeitindustrie, der ChronoGarde, vorzubereiten, gab er sich alle Mühe, dem Klischee eines mürrischen Teenagers zu entsprechen. Er grunzte und maulte bei der kleinsten Bitte, lag bis Mittag im Bett und gammelte dann in einem Zustand herum, der einem Karriere-Zombie alle Ehre gemacht hätte. Dass er bei uns wohnte, hätten wir vielleicht gar nicht gewusst, wenn nicht ab und zu schmutzige Cornflakes-Schüsseln in der Nähe der Spüle aufgetaucht wären. Den dumpfen Heavy-Metal-Rhythmus aus Fridays Zimmer hielt Landen für nützlich. Er glaubte, er würde die Schnecken aus unserem Garten vertreiben. Ab und zu erschienen auch irgendwelche muffligen jungen Schlafmützen an unserer Tür und murmelten: »Ist Friday zu Hause?« Worauf ich sagte: »Darüber kann man nur spekulieren.«

»Wann geht er wieder zur Schule?«, fragte Landen, der sich zwar täglich um die Kinder kümmerte, aber wie so viele Männer Probleme damit hatte, wenn er sich einen Termin merken sollte.

»Nächsten Montag«, erwiderte ich und holte die Post, die gerade durch den Briefschlitz gefallen war. »Er hat wirklich Glück gehabt mit der befristeten Sperre. Wenn die Polizei eingeschaltet worden wäre, hätte es wesentlich schlimmer ausgehen können.«

»Was hat er denn schon getan?«, sagte Landen. »Er hat die Mütze von Barney Plotz in eine Pfütze geworfen und dann ein bisschen drauf rumgetrampelt.«

»Ja«, sagte ich, »das Problem war nur, dass Barney Plotz die Mütze dabei auf dem Kopf gehabt hat.« Im Stillen dachte ich, dass es eine gute Idee wäre, die gesamte Familie Plotz in eine schlammige Pfütze zu schubsen, aber laut sagte ich: »Friday hätte das wirklich nicht machen dürfen. Gewalt ist nun mal keine Lösung.«

Landen hob die linke Augenbraue und sah mich skeptisch an.

»Na schön«, sagte ich. »*Manchmal* kann man Dinge schon mit Gewalt lösen. Aber für ihn ist das nicht das Richtige. Jedenfalls noch nicht.«

»Ich frage mich gerade«, setzte Landen das Gespräch fort, »ob man nicht die Jugend des Landes dazu bewegen könnte, in einer großen Alkohologie den Blödheitsüberschuss zu verbrauchen.«

»Wir haben einen Überschuss an Dummheit«, sagte ich. »Jugendlicher Weltschmerz hilft uns dabei nicht weiter.« Ich nahm einen der Umschläge und studierte die Briefmarke. Ich erhielt immer noch jeden Tag ein halbes Dutzend Fanbriefe, obwohl sich meine Bekanntheit im Lauf der Jahre auf die Stufe »Z-4« reduziert hatte, wie das Amt für Prominentenbewertung festgestellt hatte. Wer sich in dieser Kategorie befindet, wird nur noch in *Was macht eigentlich ...?*-Artikeln erwähnt, es sei denn er wird gerade verhaftet oder geschieden oder befindet sich im Entzug.

Die Fanpost kam von eingefleischten Fans, denen es völlig egal war, dass ich nur noch Z-4 war. Meistens fragten sie sehr spezielle Dinge über meine verschiedenen Abenteuer, die inzwischen im Druck vorlagen. Manche teilten mir auch mit, dass der Film ziemlich schlecht war, oder fragten, warum ich nicht Krocket-Profi geblieben bin. Die Mehrzahl waren aber Fans von *Jane Eyre*, die wissen wollten, ob ich Bertha Rochester wirklich erschießen musste und ob ich tatsächlich mit Edward Rochester geschlafen hätte; denn das waren die beiden hartnäckigsten Gerüchte, die nach der Veröffentlichung meines zweifelhaften ersten Romans *Der Fall Jane Eyre* aufgetaucht waren.

»O je«, sagte Landen. »Schon wieder eine Ablehnung von meinem Verleger. *Tödliche Fallschirmunfälle und wie man sie nicht wiederholt*, finden sie, ist kein guter Ratgeber-Titel.«

»Wahrscheinlich haben sie keine Toten in ihrer Zielgruppe.«

»Könnte sein«, sagte er.

Ich machte einen weiteren Brief auf.

»He«, sagte ich und studierte den Inhalt genauer. »Die Gesellschaft der Dodo-Liebhaber bietet uns dreißigtausend für Pickers.«

Ich warf Pickwick einen begehrlischen Blick zu. Sie war gerade dabei, im Stehen einzuschlafen, und würde jeden Augenblick umfallen. Ich hatte sie selbst gebaut, als Do-it-yourself-Klonen die große Mode war. Mit ihren neunundzwanzig Jahren und der Se-

riennummer D-009 war sie der älteste lebende Dodo. Sie war eine frühe 1.2-Version und hatte keine Flügel, weil der genetische Baukasten damals noch nicht ganz komplett war. Dafür hatte sie aber auch keine eingebaute Zellalterung. Es war durchaus denkbar, dass sie ewig leben würde. Oder jedenfalls länger als ... nun ja, alles andere. Jedenfalls war ihr Wert in den letzten Jahren erheblich gestiegen, weil das Interesse an der Rückzuchtungsrevolution der siebziger Jahre plötzlich sehr groß war. Ein V1.5.6-Mammut aus dem Jahre 1978 hatte kürzlich für sechzigtausend den Besitzer gewechselt; Riesenalke waren immer fünftausend wert, egal in welchem Zustand sie waren; und wenn man einen Trilobiten von vor 1972 hatte, konnte man verlangen, was man wollte.

»Dreißigtausend?«, sagte Landen. »Wissen die, dass Pickwick hirn- und federmäßig behindert ist?«

»Ich glaube, das ist denen völlig egal. Die Hypothek könnten wir damit abzahlen.«

Pickwick war plötzlich hellwach und sah uns mit einem Blick an, als hätte sie an einer rohen Zwiebel gerochen.

»... und einen von diesen Bio-Diesel-Hybrid-Wagen kaufen.«

»Oder mal richtig Urlaub machen.«

»Wir könnten Friday ins Heim für weltschmerzige Teenager schicken«, schlug Landen vor.

»Und Jenny ein neues Klavier kaufen.«

Das war zu viel: Pickwick fiel mitten auf dem Tisch in Ohnmacht.

»Viel Humor hat sie nicht, was?« Landen lächelte und kehrte zu seiner Zeitung zurück.

»Nee«, sagte ich und riss den Brief der Dodo-Freunde in kleine Stücke. »Aber für einen Vogel mit Unermesslich Kleinem Gehirn ist sie ziemlich sensibel. Ich glaube, sie versteht, was wir sagen.«

Pickwick war inzwischen wieder aufgewacht und starrte ihren linken Fuß äußerst misstrauisch an. Sie fragte sich offenbar, ob er schon immer dagewesen war oder ob er womöglich etwas Übles im Schilde führte.

Landen warf ihr einen skeptischen Blick zu. »Das ist ziemlich unwahrscheinlich.«

»Wie geht's denn mit deinem Buch?«, fragte ich und nahm das Strickzeug wieder auf.

»Der Ratgeber?«

»Nein, das Opus magnum.«

Landen dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: »Ich überlege immer, ob man die mangelnden Fortschritte jetzt eine Schreibblockade, Zögern, Trödelei oder Unfähigkeit nennen soll.«

»Nun ja«, sagte ich mit vorgetäuschter Ernsthaftigkeit, »das ist schwer zu entscheiden. Hast du schon mal daran gedacht, dass alle vier Gründe zutreffen könnten?«

»Bei Gott!«, sagte er und schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Da könntest du recht haben!«

»An welchem Buch arbeitest du gerade?«

»*Bananen für Edward*.«

»Ach, es wird dir schon etwas einfallen.« Ich ließ eine Masche fallen und nahm sie wieder auf. Dann warf ich einen Blick auf die Wanduhr. »Mum hat mir gestern eine SMS geschickt.«

»Kann sie das denn jetzt endlich?«

»Na ja, die Nachricht hieß: *KL&KsamSNTGzAbrt??*«

»Hmm«, sagte Landen. »Das ist ja ziemlich verständlich. Bedeutet wahrscheinlich: *Keine Ahnung, wie man eine SMS schreibt*. Ich frage mich wirklich, warum sie sich in ihrem Alter noch mit diesen modernen Technologien herumplagt.«

»Ach, du weißt doch, wie sie ist. Ich werde auf dem Weg zur Arbeit mal fragen, was sie eigentlich wollte.«

»Vergiss nicht, dass heute Abend die Berufsberatung der ChronoGarde stattfindet. Ich denke, das Motto müsste Friday gefallen: *Wenn du Zeit für uns hast, haben wir Zeit für dich!*«

»Ich weiß«, sagte ich. Schließlich hatte ich Friday jetzt schon seit Wochen auf diese Veranstaltung einzustimmen versucht.

»Er muss noch Hausaufgaben machen«, teilte Landen mir mit. »Und weil du mindestens sechsmal bedrohlicher bist, als ich es je

sein könnte, wäre ich dir dankbar, wenn du ihn noch wecken könntest, ehe du gehst. Gegenwärtig scheint er fest ans Bett geklebt zu sein.«

»In Anbetracht seines derzeit stark reduzierten Engagements für Hygiene«, gab ich zu, »könnte das durchaus sein.«

»Wenn er nicht aufstehen will, könntest du ihm vielleicht mit einer Flasche Shampoo und einem Stück Seife Angst machen«, schlug Landen vor.

»Und den armen Jungen damit lebenslang traumatisieren? Schämen Sie sich, Mr Parke-Laine!«

Landen lachte, und ich ging mit angestrengt guter Laune die Treppe hinauf.

Ich klopfte an die Tür, erhielt keine Antwort und drückte behutsam die Klinke hinunter. Eine tödliche Geruchsmischung schlug mir entgegen: alte Socken und ungewaschene Jugend. Wenn man das in Flaschen abfüllen und destillieren könnte, dachte ich, wäre es ein hervorragendes Mittel gegen Haifischattacken, aber das sagte ich nicht. Junge Menschen vertragen Sarkasmus so schlecht. Die Wände waren bedeckt mit Jimi-Hendrix- und Che-Guevara-Plakaten. Die beherrschende Figur aber war Wayne Skunk, der Sänger und Lead-Gitarrist von *Strontium Goat*. Der Fußboden war mit Hemden, Hosen und Schuhen, nicht erledigten Hausaufgaben und Tellern voller Essensreste bedeckt. Ich glaube, früher gab es mal einen Teppichboden in diesem Zimmer, aber davon war nichts zu sehen.

»Hallo, Friday«, sagte ich zu dem reglosen Bündel unter der Bettdecke. Ich setzte mich auf den Bettrand und gab dem kleinen Stück Ellenbogen, das ich entdeckte, einen Schubs.

Aus dem Daunenberg kam ein knurriges Grunzen.

»Dein Vater sagt, du hast deine Hausaufgaben noch nicht gemacht.«

»Grunz.«

»Ja, kann schon sein, dass du für zwei Wochen vom Unterricht ausgeschlossen bist, aber das heißt nicht, dass du die Hausaufgaben nicht machen musst.«

»Grunz.«

»Wie spät? Es ist jetzt neun Uhr, und ehe du nicht aufrecht und mit offenen Augen im Bett sitzt, kann ich nicht zur Arbeit gehen.«

Es folgten ein Furz und ein weiteres Grunzen. Ich seufzte und gab ihm einen weiteren Stoß. Langsam hob sich ein ungewaschener schwarzer Schopf aus der Bettdecke. Zwei Augen mit schweren Lidern sahen mich an.

»Grunz«, sagte er. »Grunz-grunz.«

Ich überlegte, ob ich ihn darauf hinweisen sollte, dass es sehr nützlich ist, wenn man beim Sprechen den Mund öffnet, aber ich unterließ es dann doch lieber. Ich brauchte seine Kooperation, und obwohl ich selber kein Murmelgrunz sprach, verstand ich es doch einigermaßen.

»Wie läuft's denn so mit der Musik?«, fragte ich. Wenn er nicht einen bestimmten Grad an Bewusstsein erreichte, bestand die Gefahr, dass er sofort wieder einschlafen würde – für die nächsten acht Stunden oder mehr.

»Murmel«, sagte er langsam. »Wir haben jetzt eine grunz-murmel.«

»Eine Band? Wie heißt sie denn?«

Friday holte tief Luft und rieb sich das Gesicht. Er wusste, dass er mich nicht loswerden würde, ehe er nicht mindestens drei Fragen beantwortet hatte. Er sah mich mit seinen hellen, intelligenten Augen rebellisch an, zog die Nase hoch und sagte: »*Die Klugscheißer*.«

»So könnt ihr euch doch nicht nennen!«

Friday zuckte die Achseln. »Na schön«, brummte er, »dann nehmen wir halt wieder den ursprünglichen Namen.«

»Und der wäre?«

»*Die Wichser*.«

»Ach, ich glaube, *Die Klugscheißer* ist gar kein so schlechter Name für eine Band. Prägnant und gleichzeitig degeneriert. Hör mal, ich weiß, du bist nicht sehr scharf auf eine Karriere in der Zeitindustrie, aber du hast mir versprochen, heute Abend mit mir zu dieser Berufsberatung zu gehen. Ich möchte also, dass du frisch